

## **Predigt**

16. April 2023

Kloster Lehnin

Klosterkirche St. Marien

### **Bischof Dr. Christian Stäblein**

Liebe Gemeinde, in meinem Elternhaus hing im Wohnzimmer, wenn ich mich recht erinnere, das Bild „*Der große Gärtner*“. Mancher von Ihnen wird es kennen: von Emil Nolde, 1940 gemalt. Es war eine ziemlich gute Reproduktion, und weil meine Eltern ihr auch einen schönen Rahmen verpasst hatten, fragten Gäste bisweilen, ob und woher wir einen echten Nolde hätten.

War es natürlich nicht, aber der große Gärtner hat sich auch so bei mir eingeprägt. Man kann sagen: Die expressionistische Variante eines älteren Mannes, der sich seinen Blumen widmet, stark in der Farbe, grün, braun, blau und vor allem orange. Orange die Blume, der angedeutete Blütenkelch. Und Orange der Mund des Gärtners, dessen Gesicht im Hintergrund, gleichsam am Horizont, das Bild füllt. Der große Gärtner als Titel macht den Verweis, den die Betrachterin ahnt, überdeutlich: Gott streift durch seinen Garten und schaut die Schöpfung in ihrer Schönheit.

Wobei für mich mit den Jahren die Pointe des Bildes immer mehr ein Zusammenziehen der beiden Schöpfungsgeschichten aus der Genesis wurde: Die Farbe der Blumenblüte und des Mundes, des Atems ist die gleiche. Als ob die Farbe aus dem Mund käme, wie der Odem Gottes. Auf den dem Bild vorlaufenden Aquarellzeichnungen von Nolde ist das noch deutlicher so, womöglich hatten wir eine Aquarellreproduktion im Haus, Erinnerung kann täuschen. Nur die Botschaft täuscht nicht: Gott schafft durch das Wort, haucht der Welt gleichsam den Odem ein. Schau an der schönen Gärten Zier, heißt Ihre Tagung, liebe Geschwister.

Eine Woche nach Ostern schauen wir auf die Schöpfung, glauben sie gleichsam wie neugeboren in Wort und Hauch – und da sogar eines, irgendwie, kreatürlich und verbal. Etwas salopp ließe sich anfügen: Wir sind eine Woche nach Ostern alle irgendwie Maria, also halten gerne den Auferstandenen für den Gärtner, wen sonst: Der große Gärtner.

Sie merken schon, liebe Geschwister, ich nähere mich Ihrer Tagung und dem Text biographisch, Elternhaus. Und zugleich historisch: Vergangenen Donnerstag, 13. April, Todestag Emil Noldes, vor 67 Jahren.

Da war Reinald Grebe noch gar nicht auf der Welt, der 14. April ist sein Geburtstag, 15 Jahre und einen Tag nach Noldes Ableben erblickt Rainald Grebe das Licht der Welt. Dass er noch am Leben ist, ist ein großes Glück und vielleicht auch ein Wunder. Wir hier würden wohl formulieren: ist ein gutes Stück Gnade, denn er hat eine Krankheit, die ihm in unregelmäßigen Abständen Schlaganfälle schickt, elf waren es wohl inzwischen.

Liebe Geschwister, Reinald Grebe sagt jetzt vermutlich gar nicht jedem hier etwas. Von ihm gibt es eine recht berühmte Brandenburg-Hymne, ein Lied Anfang der 2000er von ihm gedichtet, in Brandenburg kennt es fast jeder. Darin die Liedzeile: *Wenn man Bismarcken im Freibad sieht, dann ist man im Naturschutzgebiet, Mark Brandenburg, Brandenburg.* Ich komme auf das Lied noch mal zurück. Ich mag es – so wie ich Brandenburg liebe, die Natur, die Bäume, die Alleen.

Vermutlich müsste man im Blick auf die Natur hier weniger an Rainald Grebe denken als an die Puhdys, die DDR-Rock-Band und einen ihrer berühmtesten Schlager: *Alt, alt wie ein Baum möchte ich werden, genau wie der Dichter es beschreibt, alt wie ein Baum, mit einer Krone, die weit-weit-weit-weit, die weit über Felder zeigt.* Ein Siebzigerjahre-Schlager, ein Evergreen – der Name passt beim Baum ja gut, ein Evergreen.

Von dem berühmten Förster Peter Wohlleben wissen wir, wie sozial, fast möchte man sagen: beseelt Bäume sind, beseelt und beseelend vom Anbeginn der Schöpfung. Im Garten Eden der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis, in diesem Garten, in dem das alles noch eins ist: der Mensch und seine Welt, alles sein Odem.

Schau an der schönen Gärten Zier. Brandenburg ist so ein Garten Eden an vielen Stellen und das Kloster Lehnin sozusagen das Gartenhaus. Einst im Hochmittelalter Ende des 12. Jahrhunderts von den Markgrafen zugelassen zum Ausbau und zur Stabilisierung dieser Mark Brandenburg. Lehnin – als Kloster fast gleichursprünglich mit der Wiege der Mark ein paar Kilometer nördlich von hier, dem Dom zu Brandenburg in Brandenburg an der Havel. Der große Gartenbau sozusagen mit seinen kleinen und großen Paradiesen. Da braucht man viel Puste – macht ja Arbeit das Bebauen und Bewahren des Landes, der Schöpfung, viel Puste, langer Atem, fröhliche Arbeit, all das: Zisterzienserkunst. Ora et labora.

In der Schöpfungsgeschichte, in Genesis zwei heißt es im Urtext, wo wir Bebauen und Bewahren übersetzen: leaawda uleschomra, zum Arbeiten und zum Hüten. In diesen Tagen begreifen wir wohl endlich, was das in Sachen Schöpfung heißt. Arbeiten, mit ihr, nicht gegen sie, mit ihr als belebte, beseelte Ko-Kreatur. Hüterinnen und Hüter der Schöpfung und ihrer Mitgeschöpfe, dafür brauchen wir jetzt, im Zeitalter von Artensterben und Klimakatastrophe einen langen Atem. Und die Puste aus dem Mund des Schöpfers. Schau an, schau an.

Geht uns die Puste aus, liebe Geschwister? Haben wir die Luft, die Atmosphäre zu sehr erwärmt, kriegen das nicht mehr geregelt, gestoppt? Wie steht's um heißen Atem und kühlen Kopf? Dass wir ein neues Verhältnis zur Schöpfung brauchen, dass der Garten nicht mehr dem Chaos Natur abgerungen, sondern als Wegmarke einer zu bewahrenen, weil zu sehr geschundenen Umwelt gilt, das lernen wir, wobei: beim Lernen ist mehr Schnelligkeit gefragt, ansonsten ist vermutlich eher Tempolimit dran.

Aber Vorsicht, da wir, da Sie das alles wissen, gibt es keinen Grund, dass die Predigt in diesen Dingen kurzatmig und kurzschlüssig wird. Das hat das Kloster nicht verdient und die Zisterzienser mit ihrer Bau- und Entwicklungskunst nicht, die Bibel und das Wort Gottes hat Kurzschlüssigkeit schon gar nicht verdient. Gebote und Freiheit, Schöpfung und Verantwortung, das lässt sich nicht auf ein paar Lebenstipps reduzieren.

Nichts, das erzählt uns ja gerade der Anfang der Bibel, nichts ist ohne Ambivalenz, spätestens seit dem Fall der Fälle nicht, seitdem wir Menschen aus dem Garten Eden ver-

trieben, seitdem die Schöpfung nicht mehr einfach gut, nackt und unschuldig ist. Seitdem Krankheit und Dornen, Frieren und Zerfallen, Viren und Entfremdung, Götzendienst, Sünde und Verlorenheit dazu gehören. Wir, Ihr wisst das: nichts ist ohne Ambivalenz seitdem, weder die Geschlechter in ihrem Verhältnis zueinander und zu sich selbst noch die Weisen der Erkenntnis mit ihren unendlich vielen Hermeneutik-Bäumen und Kronen, eine eigene Wissenschaft das inzwischen, verstehen will gelernt werden.

Wer dabei nur und ausschließlich von der Natur kommt, stößt auch auf Reden und Hermeneutiken, die wieder von Blut und Boden reden. Dann wird es bodenlos, liebe Geschwister. Emil Nolde, der einst zu Hause so verehrte Maler, ist leider ein Beispiel dafür, er war nicht nur großer Expressionist, er war auch Rassist und Nationalsozialist. Seine Werke verboten war er zugleich gekränkt, dass die Nazis ihn verkannten, wollte er doch einer der ihren sein. Emil Nolde ist ein Muster für Ambivalenz und für Verlorenheit in allem, das hat sich rumgesprochen, es zu sagen tut trotzdem weh, mir jedenfalls.

Nichts bleibt einfach so in der Schöpfung Gottes nach dem Fall, mancher Fall geht tiefer, mancher bleibt im Fallen zum Schmunzeln: Rainald Grebes Brandenburg Hymne lebt von Satire, die ja, wir wissen es, Wahrheitsfunken in sich trägt: *Es gibt Länder, wo was los ist, wo richtig was los ist. Und es gibt Brandenburg*, so beginnt Grebes Lied. Und dann weiter: *In Brandenburg, in Brandenburg ist wieder jemand gegen einen Baum gegurkt, was soll man schon machen mit 17/18 in Brandenburg?* Da sind sie also wieder: Die Bäume, des Lebens und der Erkenntnis. Man kann daran zerschellen. Keine neue Erkenntnis nach dem Fall. Satire, Grotteske, nennen Sie Grebes Hymne, wie Sie wollen, sie weiß von der Ambivalenz allen Lebens, so wie der Sänger selbst, er ist von Berlin in die Uckermark gezogen. Dass das Leben selbst ihn behüte und bewahre, dass ihm die Puste nicht ausgehe so bald.

Um die Ambivalenz, die zwei Gesichter dieses Lebens, weiß auch ein Ort wie das Kloster Lehnin, liebe Geschwister, zu sagen, hier hat der große Gärtner oder die große Gärtnerin ihr zu Hause, sozusagen, schaut das Paradies, das wäre wohl zu verkürzend. Ein kleiner Gang durch die Geschichte lehrt Auf und Ab, zeigt Säkularisierung, erinnert Verfall. Aber auch das: brandenburgische Kunst in der Verbindung von Tradition und Zukunft ist mehr als nur zu erkennen.

Um Wirtschaftlichkeit galt es immer zu ringen, klar. Heute ist Lehnin zugleich ein herrlicher Dritter Ort aus Diakonie und Kirche, Unternehmertum und spirituellem Anker, Tourismus und göttlicher Tour, in all dem als erstes und schönstes: Gemeinde Gottes in seinem Schöpfungsgarten. Das Große an einem Ort wie diesem ist zu spüren, dass die, die gebaut und bewahrt haben, nicht an sich gedacht haben, nicht an ihre Generation, sondern an die Kommenden. Bei Gott ist die letzte Generation ja immer die erste der vielen, die da kommen. Nicht Puste aus also, nicht aus der Puste kommen, Pustekuchen. Es geht los.

Das ist ja der Entstehungsort der Schöpfungsgeschichte(n), historisch betrachtet, der Moment, als die Puste ausgegangen schien: Das Exil. Das Begreifen, dass da, wo die Luft genommen und der Geist verhaucht, dass da das Leben beginnt, in Gottes Namen, in seinem Atem, mit seinem Wort beginnt. Da, genau da, wo Maria weint und sucht, hält sie den, der auferstanden ist, für den Gärtner. Weil er das irgendwie auch ist, dieser Christus ja von Anfang an dabei, Schöpfung beginnt ja so, immer schon: Mit seinem Vergeben, mit seinem Eröffnen, mit seinem Aufschließen neuer Wege.

Die wir also zu gestalten haben. Gestalten können. Daran erinnert uns diese Erzählung von der Schöpfung. An das Gestalten der Erkenntnis von Gut und Böse, dem wir Menschen Zeit unseres Lebens ausgesetzt sind. Und also Geschichten wie die Emil Noldes aufarbeiten. Erinnern. Darin natürlich auch mahnen. Um seiner Bilder, seiner Kunst willen.

Gestalten können mit Gottes Atem. Und also Geschichten wie die von der Vernutzung und der Verdinglichung der Kreatur aufbrechen. Umsteuern. Bebauen und Bewahren ist Arbeit, daran erinnert die biblische Erzählung. Das Gegenteil davon, awoda sara, ist bekanntlich die Arbeit am Lebensfernen, die fremde Arbeit, der Götzendienst. Was Götzen sind, wissen wir heute so gut wie Menschen zu allen Zeiten. Die Götzen wechseln, die awoda sara bleibt: Wachstum etwa, permanentes Wachstum als Bedingungsideologie.

Oder Konsum. Werden durch Haben, mehr Haben. Oder Geschwindigkeit. Oder Antropozentrismus, im Anthropozän begreifen wir die Schädlichkeit dessen, dass wir nur um uns gekreist sind. Der Dienst an diesem Götzen hat viel Arbeit gefressen. Jetzt ist wieder die Arbeit gefragt, die man an einem Ort wie diesem Kloster immer kannte. Dienst am Wort. Arbeit an der Schöpfung, mit dem Atem Gottes in unseren Gebeten.

Wir sind, liebe Geschwister, nicht gleich ganz neue Menschen, aber der neue Mensch, der Christus lebt in uns. Macht uns zu solchen, die Ambivalenzen gestalten können. Vergeben. Anfangen. Umsteuern. Scherzen.

Aus der Brandenburg-Hymne wird im Marketing des Landes aktuell der Slogan mit dem Augenzwinkern: Brandenburg ist JWD. Übersetze nicht: Janz weit draußen, Pustekuchen, sondern übersetze: Jeder will dahin. JWD. Jeder will dahin. So ist es, jedenfalls und gewiss auch nach Lehnin ins Zisterzienserkloster mit der spannenden Zukunft, den nächsten Generationen. Schau an, bald soll es hier eine Orgel geben. Sie sehen sie noch nicht? Sie hören sie noch nicht? Was die Farbe auf den Bildern sind die Töne in der Kirche, irgendwie Atem Gottes durch unsere Kehlen und durch die Pfeifen der Orgel. Luftgestaltung, Pusteverwirbelung. Mit Paul Gerhardt im Ohr. Hörte ich Farben, ich hörte bei ihm orange. Oder grün. Oder rosa. Jedenfalls immerzu Ostern. Ist ja heute in der Ukraine und bei den Ukrainern, die bei uns feiern. Ostern, trotz allem. Und in der Sehnsucht nach Grün und Orange des Lebens.

Rose is a rose is a rose is a rose. Hat Gertrude Stein einst gedichtet und dabei einer Generation Dichter, die im Krieg litt, an Körper und Geist litten sie, ein zu Hause gegeben. Sie sprach damals von der lost generation und weil sie es aussprach, ließ sie zu, dass es anders werden konnte. Die Dinge sind, wie sie sind, sagt ihre berühmte Rose-Sentenz. Die Schöpfung ist, wie sie ist? Noch während wir das denken, gibt Gott ihnen eine neue Seele, eine, die ihnen längst zgedacht war. Das Leben wird Rosa. Wird rot, wird Liebe. Rose is a rose is a rose is a rose. Gott schenkt uns den Atem dafür. Nicht zuletzt an diesem Ort. Der ja ist wie gemalt, wie ein Bild, wie eine Erinnerung Gottes, was wir sind, was wir werden. Willkommen Ihnen. In Gottes Namen. Amen.